

LISA UNGER

DER FLUCH
DER WAHRHEIT

ROMAN

DEUTSCH
VON EVA BONNÉ

PAGE  TURNER

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel
»Silver of Truth« bei Shaye Areheart Books, an imprint of the Crown
Publishing Group, a division of Random House Inc., New York.

Page & Turner Bücher erscheinen im
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2007

by Lisa Unger

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2008
by Page & Turner/Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische
Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

This translation published by arrangement with Harmony
Books, a division of Random House, Inc.

Gesetzt aus der Janson-Antiqua
bei DTP-Service Apel, Hannover
Redaktion: Irmgard Perkounigg

eISBN: 978-3-641-16249-8

www.pageundturner-verlag.de

FÜR OCEAN RAE ...

... die mich schon vor ihrer Ankunft auf eine Art verändert hat, die ich mir niemals hätte träumen lassen ...

... die Jeffrey und mir mehr Liebe und Glück gebracht hat, als wir jemals für möglich hielten.

Allein die Vorfreude auf sie war das allergrößte Geschenk

... sogar, als sie kaum mehr war als das Glitzern der Sonne auf dem Wasser.

Es ist ein Segen, sie in unserem Leben zu haben.

25. Dezember 2005

ERSTER TEIL

DADDYS KLEINES MÄDCHEN

PROLOG

Sie fragte sich: Ist es möglich, vielleicht sogar normal, zwanzig Jahre seines Lebens an der Seite eines Menschen zu verbringen, diesen Menschen manchmal mehr zu lieben als sich selbst und ihn dann wiederum so sehr zu hassen, dass man den Wunsch verspürt, ihm mit der neuen Gusseisenpfanne eins überzubraten? Oder kamen ihr diese Gedanken vielleicht nur in den seltenen, aber unangenehmen Momenten, in denen sich die Wechseljahre ankündigten? Oder lag es daran, dass die altersschwache Klimaanlage – die sie ihn seit zwei Sommern auszuwechseln gebeten hatte – es nicht mit der Küche aufnehmen konnte, in der ein Braten im Ofen und drei Töpfe auf dem Herd standen?

Die Hitze schien ihm gar nichts auszumachen. Er saß direkt vor dem Ofen, eine Ausgabe der Times in der Hand, die Füße auf einem Kissen und ein Glas Merlot neben sich auf dem Tisch. Ja doch, er hatte seine Hilfe angeboten, aber auf die wenig hilfsbereite Weise, die typisch für ihn war: »Brauchst du Hilfe?« (ohne vom Sportteil aufzublicken) anstatt: »Was soll ich tun?« (während er sich die Ärmel aufrollt) oder: »Setz dich einen Moment hin, ich hacke den Knoblauch« (während er ihr ein Glas Wein einschenkt). Das hätte sie ein echtes Hilfsangebot genannt. Sie wollte, dass er darauf bestand, besonders, da sie sich niemals hinsetzen und lesen würde, wenn er sich mit einer so undankbare Aufgabe abrackern müsste, wie für Freunde zu kochen (seine Freunde, ganz nebenbei bemerkt); ganz egal, ob er ihre Hilfe abgelehnt hätte oder nicht.

Sie warf einen Blick auf die Uhr und spürte, wie ihr Stresspegel stieg. In einer Stunde würden die Gäste da sein, und sie hatte

noch nicht einmal geduscht. Sie seufzte und ließ geräuschvoll einen Topf ins Spülbecken fallen, woraufhin ihr Mann von der Zeitung aufsaß.

»Alles in Ordnung?«, fragte Allen und stand auf.

»Nein«, sagte sie mürrisch. »Hier drin ist es heiß, und ich muss noch duschen.«

»Okay«, sagte er, stellte sich neben sie und nahm ihr den Kochlöffel aus der Hand. Er legte einen Arm um ihre Taille und funkelte sie mit diesem teuflischen Lächeln an, dem sie nicht widerstehen konnte, egal, wie böse sie auf ihn war.

»Entspann dich«, sagte er und küsste sie auf den Hals. Einen Augenblick lang wich sie vor ihm zurück, spielte die Beleidigte, gab sich abweisend, schmolz aber dann doch dahin.

»Warum fragst du mich nicht einfach, wenn du Hilfe brauchst?«, flüsterte er ihr ins Ohr, bis sie im Nacken eine Gänsehaut bekam.

»Du könntest es von selbst merken«, erwiderte sie, immer noch schmollend.

»Du hast recht«, sagte er in die kleine Kube zwischen ihrem Hals und Schlüsselbein. »Es tut mir leid. Was kann ich tun?«

»Na ja«, sagte sie und fühlte sich plötzlich kindisch. »Eigentlich ist alles so gut wie fertig.«

Er machte sich los, nahm ein Glas aus dem Schrank und schenkte ihr einen Wein ein. »Wie wär's damit? Du gehst jetzt duschen, und ich mache mich an den Abwasch und kümmere mich um diese Pfannen hier.«

Sie nahm ihm das Glas ab und küsste ihn auf den Mund. Auch nach zwanzig Jahren liebte sie seinen Geschmack noch immer (außer in den Situationen, in denen sie ihn mit der Bratpfanne k.o. schlagen wollte). Sie saß sich in ihrem gemeinsamen Apartment um. Es lag im West Village, und vom Tresen aus, der die Küche vom Ess- und Wohnbereich trennte, konnte man den größten Teil der Wohnung überblicken. Das Apartment war klein und vollgestopft mit einem schicken Durcheinander aus Kunstobjekten, Bü-

chern und Fotografien, die sie im Lauf ihres gemeinsamen Lebens gesammelt hatten. Die Couch und der dazugehörige Sessel waren alt und abgewetzt, aber von guter Qualität und so weich wie eine Umarmung. Der Couchtisch bestand aus einer alten Tür, die sie in einem Antiquitätenladen in New Hope, Pennsylvania, erstanden hatten. Der Fernseher sowie die in einen Fensterrahmen eingelassene Klimaanlage sahen vorsintflutlich aus und mussten dringend ersetzt werden. Das Schlafzimmer war so klein, dass darin kaum ein Doppelbett und zwei Nachttischchen Platz fanden, auf denen sich Bücher stapelten. Sie hätten sich etwas Besseres leisten können, etwas viel Größeres ... in Brooklyn vielleicht oder draußen in Hoboken. Aber als eingefleischte Bewohner Manhattans hätten sie den Gedanken nicht ertragen, durch eine Brücke oder einen Tunnel von der Stadt getrennt zu sein. Vielleicht war es albern, aber aus diesem Grund – und weil die Miete seit dem Jahr 1970 nur sechshundert Dollar monatlich betrug – waren sie einfach hiergeblieben. Allens Bruder hatte ihnen das Apartment überlassen, als er die wunderschöne Remise in Park Slope bezog. Die erhofften Kinder waren nie gekommen, und so hatten sie sich auch nicht vergrößern müssen. Erst in letzter Zeit war es hier ungemütlich geworden.

Der neue Vermieter wusste, dass er für das Apartment zwei- oder dreitausend Dollar im Monat verlangen konnte, und deswegen verschleppte er nötige Reparaturen, in der Hoffnung, sie hinauszuwekeln. Und in einer Altbauwohnung gibt es andauernd etwas zu reparieren; ständig brannte eine Sicherung durch, und irgendetwas war immer undicht.

In letzter Zeit hatten sie häufiger über einen Umzug gesprochen, aber die Mietpreise in der Stadt waren unglaublich hoch. In ihrem Leben hatten Erfahrungen und Reisen immer mehr bedeutet als eine repräsentative Wohnung oder ein Plasmafernseher. Und obwohl sie es beruflich weit gebracht hatten – sie hatte als Gerichtsreporterin für verschiedene Zeitungen der Stadt gear-

beitet und war jetzt, endlich, bei der New York Times gelandet; er war Werbefotograf –, mussten sie Prioritäten setzen: gut leben, weit reisen und für später sparen. Ein Apartment war in diesem Lebensentwurf nicht vorgesehen. Doch das hatten sie nie bedauert. Und jetzt, mit knapp über fünfzig, waren sie in der Lage, sich innerhalb der nächsten zehn Jahre zur Ruhe zu setzen.

Sie dachte unter der Dusche darüber nach und fühlte sich gut. Zum Glück streikte der Heißwasserboiler heute nicht. Ella und Rick, alte Studienfreunde von Allen, würden mit einem Einhundert-Dollar-Wein vorbeikommen. Ella würde etwas atemberaubend Schickes und ebenso Teures tragen und Rick von seinem neuesten Spielzeug erzählen, was immer das gerade sein mochte. Ella und Rick waren keine Snobs, sondern natürliche und nette Menschen – und sehr wohlhabend, und das strahlten sie auch aus. Es wollte bemerkt werden, und es forderte zu Vergleichen heraus. Manchmal, wenn sie einen schlechten Tag hatte, störte es sie auf eine Art und Weise, die ihr nicht gefiel. Allen hätte das nicht verstanden, denn sein Denken funktionierte ganz anders. Er freute sich mit seinen Freunden über deren Erfolge, die Spielzeuge und die Ferienhäuser, ganz so, als wären es seine eigenen. Allen lebte Vergleiche ab.

Sie dachte darüber nach, während sie sich die Spülung aus dem Haar wusch. Irgendwo im Apartment, vielleicht auch über oder unter ihnen, klopfte es plötzlich laut, so laut, dass sie erschrak. Vielleicht kam das Geräusch aus dem Boiler oder von einer anderen Etage. Sie betete, dass es nicht schon die Gäste waren. Oder der Vermieter, der den Streit vom Nachmittag fortsetzen wollte; es war um den riesigen Wasserfleck gegangen, der an der Zimmerdecke auftauchte, wenn die Leute über ihnen duschten. Heute hatten sie damit gedroht, die Miete so lange nicht zu bezahlen, bis er das Problem ein für alle Mal beseitigt hätte. Im Lauf des Gesprächs war er in seine Muttersprache verfallen, hatte schroff und osteuropäisch geklungen und sie zum Schluss unverständlich ange-

brüllt. Sie batten ihm die Tür vor der Nase zugeschlagen, und er war davongestürmt. Sie konnten ihn noch auf der Treppe schimpfen hören.

»Diese Osteuropäer sind ganz schöne Hitzköpfe, was?«, hatte Allen unbeeindruckt bemerkt.

»Vielleicht ist es an der Zeit. Die Zinsen sind niedrig. Wir könnten eine ordentliche Anzahlung leisten. Jack hat gesagt, dass wir in eine Immobilie investieren müssen, wenn wir im Alter unsere Rube haben wollen«, hatte sie erwidert. Jack war ihr Steuerberater.

»Aber die Instandhaltungskosten ... Und woher willst du wissen, dass die Preise in den nächsten zehn Jahren nicht noch weiter fallen?« Allen hielt kopfschüttelnd inne. »Wir können uns keine Eigentumswohnung in der Stadt leisten.«

Sie zuckte die Achseln. Das Gesprächsthema war uralt, und keiner von ihnen hatte wirklich Lust darauf. Sie hatte nicht weiter insistiert und war zum Wochenmarkt am Union Square gelaufen, um für das Abendessen einzukaufen. Auf dem Rückweg war sie dem Vermieter begegnet und hatte sich um ein Lächeln bemüht. Er war einfach an ihr vorbeimarschiert und hatte dabei in seiner kehligen Sprache in sein Handy gebrüllt.

Sie trat aus der Dusche und wickelte sich in ein Handtuch, nahm ein zusätzliches Tuch für ihre langen, roten Haare und putzte sich die Zähne. Sie hörte Musik aus dem Wohnzimmer, viel lauter, als es ihrem Mann normalerweise recht war. Aber sie hörte keine Stimmen, was sie dankbar registrierte – keine zu frühen Gäste, keine schimpfenden Vermieter. Nach der Dusche fühlte sie sich besser, und sie lächelte ihrem Spiegelbild zu. Sie fand sich immer noch hübsch. Mit ihren großen grünen Augen und der hellen, sommersprossigen Haut wirkte sie wie eine junge Frau, sah man von den Lachfältchen um Augen und Mund ab.

Sie summte zur Musik, im Radio lief ein Ohrwurm von einem dieser jungen American-Idol-Kandidaten. Sie wunderte sich, dass

Allen gerade diesen Radiosender ausgesucht hatte, anstatt eine CD von Mozart oder Chopin einzulegen, was viel eher seinem Geschmack entsprochen hätte. Aber manchmal bemühte er sich, »hip« zu sein, ganz besonders, wenn Rick zu Besuch kam. Denn Rick war hip – oder wenigstens behauptete er das. Sie hatte keine Lust, den beiden zu erklären, dass vermutlich niemand »hip« ist, der das Wort benutzt. Sie und Ella warfen sich immer einen verschwörerischen Blick zu, wenn Rick und Allen vorgaben, über die neuesten Trends Bescheid zu wissen.

Da war das Klopfen wieder. Diesmal klang es aber mehr wie ein dumpfer Schlag, und es schien aus dem Wohnzimmer zu kommen. Sie öffnete die Badezimmertür und rief nach ihrem Mann, bekam aber keine Antwort. Jetzt, da die Tür offen stand, kam ihr die Musik noch lauter vor, und sie lief am Schlafzimmer vorbei in die Küche. Mit klopfendem Herzen rief sie noch einmal seinen Namen.

Vor ihr lag etwas auf dem Fußboden. Ein Handschuh? Nein, eine Hand. Die Hand ihres Mannes lag auf dem Fußboden. In dem Moment schien sich alles zu verlangsamen. Ihr erster Gedanke war: Herzinfarkt!, während sie um den Tresen herum lief und ihn auf dem Boden liegen sah. Sie kniete sich neben ihn. Seine Augenlider flatterten, während er zu sprechen versuchte.

»Allen, ist schon gut, Liebling«, sagte sie, verwundert über ihre Rube. Ihre Stimme klang fest und sicher. »Ich rufe einen Krankenwagen. Halte durch, mein Schatz. Keine Panik.«

Erfüllt von einer merkwürdigen Gelassenheit, sagte sie sich, dass er schon wieder in Ordnung käme. Heutzutage starb man nicht mehr an einem Herzinfarkt. Er hatte täglich seine Aspirin genommen. Während sie auf den Krankenwagen warteten, würde sie ihm aufhelfen und ihm ein paar davon geben.

Aber dann entdeckte sie die Blutlache unter seinem Kopf und die Todesangst in seinen Augen – und dann die Männer neben der Tür.

Sie waren vollkommen in Schwarz gekleidet. Der eine hielt eine Pistole in der Hand, der andere eine schreckliche, gezackte Klinge, rot von Blut. Beide trugen Skimasken. Sie versperrten den Weg zum Telefon.

»Was wollen Sie?«, fragte sie, schon weniger gelassen. »Sie können alles mitnehmen, was Sie wollen.« Sie sah sich in der Wohnung um und bemerkte, dass sie nichts von Wert besaßen. Selbst ihr goldener Ehering war einfach und schmucklos. Sie hatte zwanzig Dollar im Portemonnaie, Allen vermutlich noch weniger. Sie spürte eine feuchte Wärme an den Füßen und begriff, dass sie im Blut ihres Mannes stand. Sein Gesicht war bleich, und er hatte die Augen jetzt geschlossen.

»Keine Bewegung«, sagte einer der Männer. Sie wusste nicht, welcher. Die ganze Situation hatte etwas Surreales, Unwirkliches. Sie bemühte sich angestrengt zu begreifen, was vor sich ging. »Keinen Muckser.«

Einer der Männer kam schnell auf sie zu, und noch bevor sie sich wehren konnte, packte er sie beim Handgelenk und drehte sie herum, stülpte ihr ein schwarzes Tuch über den Kopf und zog es am Hals zusammen. Ganz tief in ihrem Innern wusste sie, was passierte, aber sie konnte es einfach nicht glauben. Dann durchzuckte sie plötzlich ein unglaublicher Schmerz im Nacken, und ein Sternenregen explodierte vor ihren Augen.

Und dann war da nichts mehr.

EINS

Ich laufe, aber ich werde nicht mehr weit kommen. Ich habe Seitenstechen, und meine Lunge brennt. Ich kann seine Schritte nicht hören, aber ich weiß, dass er nicht weit sein kann. Ich weiß jetzt, dass er mir mein ganzes Leben lang nah war, auf die eine oder andere Art. Ich bin das Licht, er ist der Schatten. Wir haben nebeneinander existiert, ohne uns jemals zu begegnen. Wäre ich ein braves Mädchen geblieben, das Mädchen, zu dem ich erzogen wurde – ich hätte ihn niemals getroffen. Aber für Reue ist es jetzt zu spät.

Ich befinde mich auf Hart Island in der Bronx, an einem Ort namens Potter's Field. Hier werden die Armen und die unbekanntenen Toten der Stadt begraben. Es ist ein düsterer, trostloser Ort. Wie wir hier gelandet sind, ist eine lange Geschichte, aber ich weiß, sie wird hier enden – vielleicht nur für einige von uns, vielleicht für alle. Ein hohes, leer stehendes Haus, das wahrscheinlich bald in sich zusammensackt, türmt sich vor mir auf. Es ist die finsterste Nacht meines Lebens, in jeder Hinsicht. Die Mondsichel versteckt sich hinter einer dicken Wolkendecke. Ich kann kaum etwas erkennen, aber ich sehe ihn, wie er durch eine Tür verschwindet, die schief in den Angeln hängt. Ich folge ihm.

»Ridley!« Der Ruf kommt von hinten, aber ich gebe keine Antwort. Ich gehe weiter, bis ich den Hauseingang erreicht habe. Dort bleibe ich zögernd stehen, blicke an der schiefen, schäbigen Fassade hoch und frage mich, ob es vielleicht noch nicht zu spät ist, einfach umzukehren.

Dann sehe ich ihn, direkt vor mir. Ich rufe ihn, aber er reagiert nicht, sondern dreht sich um und geht langsam weg. Ich folge ihm. Wenn mir an meinem Leben und meinem Verstand etwas läge, würde ich ihn davonkommen lassen und hoffen, dass er mir dasselbe erlaubt. Jeder von uns könnte zu seinem alten Leben zurückkehren. Er zurück in eine Welt, von der ich bislang nicht einmal wusste, dass sie existiert, und ich zurück in mein ganz normales Leben, in dem ich für Zeitschriften schrieb, ins Kino ging und mich mit Freunden auf einen Drink traf.

In mir liefern sich Angst und Wut einen Kampf. Mein Hass hat einen Geschmack und eine Konsistenz; er brennt in meiner Kehle wie Galle. Einen Augenblick lang höre ich die Worte eines Menschen, den ich einmal geliebt habe: *Ridley, du kannst den Hass loslassen und einfach umkehren. Es ist nur eine einzige Entscheidung. Wir beide können sie treffen. Wir brauchen nicht alle Antworten, um unser Leben zu leben. Es muss nicht so sein.* Kurz darauf war er verschwunden.

Ich weiß jetzt, dass diese Worte Lügen waren. Man kann Hass nicht einfach loslassen. Einfach so umzukehren ist nicht meine Art. War es wahrscheinlich noch nie. Vielleicht habe ich mein ganzes Leben lang auf den Gleisen gelegen und auf den Güterzug gewartet, angekettet, viel zu schwach, zu dumm und zu dickköpfig, um auch nur den Versuch zu unternehmen, mich zu retten.

Als ich das Gebäude betrete, bilde ich mir kurz ein, einen Schiffsmotor zu hören. Ich spüre ein schwaches Aufflackern von Hoffnung und frage mich, ob Hilfe unterwegs ist. Wieder höre ich meinen Namen. Ich schaue zurück und sehe den Mann unsicher auf mich zukommen, der mein einziger Freund war. Er ist verletzt, und ich weiß, dass er eine Weile brauchen wird, um mich einzuholen. Eine Sekunde lang denke ich, dass ich zu ihm gehen und ihm helfen sollte. Aber

von drinnen höre ich ein Geräusch und das Ächzen des baufälligen Hauses. Mein Atem geht flach und stoßweise. Ich laufe weiter hinein.

»Bleib stehen, du Feigling!«, rufe ich in die unendliche Dunkelheit. In dem leeren Raum hallt meine Stimme wider. »Zeig mir dein Gesicht.«

Wieder prallt meine Stimme von den Wänden ab. Ich klinge weder ängstlich noch traurig, dabei bin ich beides. Ich klinge sicher und stark. Ich ziehe den Revolver aus dem Bund meiner Jeans. Meine Haut hat das Metall angewärmt, und in meiner Hand fühlt es sich schwer und gerecht an. Zum zweiten Mal im Leben halte ich eine Waffe in den Händen, und ich habe die Absicht, sie zu benutzen. Es gefällt mir genauso wenig wie beim ersten Mal, aber jetzt fühle ich mich sicherer. Ich weiß, dass ich schießen kann, wenn es darauf ankommt.

Er tritt aus dem Schatten, bewegt sich scheinbar lautlos. Er gleitet wie ein Geist dahin. Ich mache einen Schritt auf ihn zu, dann bleibe ich stehen und hebe die Waffe. Immer noch kann ich sein Gesicht nicht sehen. Als die Wolkendecke aufreißt, fällt milchig weißes Mondlicht durch die klaffenden Löcher im Dach. Gestalten zeichnen sich in der Dunkelheit ab. Er kommt langsam auf mich zu. Ich halte die Stellung, aber der Revolver in meiner Hand fängt zu zittern an.

»Ridley, lass das. Damit wirst du niemals leben können.«

Die Stimme kommt von hinten. Ich wirble herum und entdecke jemanden, von dem ich dachte, dass ich ihn niemals wiedersehen würde.

»Das geht dich nichts an«, rufe ich und wende mich wieder dem Mann zu, den ich verfolgt habe.

»Ridley, mach keine Dummheiten. Nimm die Waffe runter.« Die Stimme hinter mir klingt verzweifelt. »Du weißt, ich kann nicht zulassen, dass du ihn umbringst.«

Mein Herzschlag passt zu der Angst in seiner Stimme. *Was tue ich hier?* Das Adrenalin trocknet meinen Mund aus und kribbelt in meinem Nacken. Ich kann zwar nicht schießen, aber ebenso wenig kann ich den Revolver sinken lassen. Ich verspüre den Drang, meine Angst und meine Wut herauszubrüllen, meine Enttäuschung und Verwirrung, aber der Schrei bleibt mir in der Kehle stecken.

Als er endlich nah genug vor mir steht, starre ich in sein Gesicht. Ich erkenne ihn nicht wieder. Ich muss nach Luft schnappen, als sich ein grausames Lächeln auf seinem Gesicht ausbreitet. Und dann verstehe ich. Er ist der Mann, für den alle ihn halten.

»O mein Gott«, sage ich und nehme die Waffe herunter.
»O nein.«

ZWEI

Jede Wette, dass Sie gedacht haben, Sie würden nie wieder von mir hören? Vielleicht haben Sie geglaubt, dass ich für dieses Leben genug Dramatisches erlebt habe und der Weg vor mir keine weiteren Überraschungen bereithalten und von nun an alles glattlaufen würde. Das dachte ich auch, aber wir haben uns geirrt.

Vor ungefähr einem Jahr führte eine Reihe unspektakulärer Ereignisse und banaler Entscheidungen mich mit einem Kleinkind namens Justin Wheeler zusammen. An einem kühlen Herbstmorgen stand ich ihm zufällig auf der anderen Straßenseite gegenüber, als er vor einem heranbrausenden Lieferwagen auf die Fahrbahn lief. Ohne nachzudenken, rannte ich auf die Straße, packte ihn und machte einen Hechtsprung aus der Bahn des Lieferwagens, der den Kleinen mit Sicherheit überfahren hätte ... und vielleicht auch mich, wäre ich dreißig Sekunden früher oder später aufgetaucht. Damit wäre die Sache eigentlich erledigt gewesen. Ich hatte eine Heldentat vollbracht, an die sich später nur Justin Wheeler, seine Familie und ich erinnert hätten – wäre da nicht der Fotograf der *New York Post* gewesen, der an der Ecke gestanden und das Ganze aufgenommen hatte. Jenes Foto (eine ziemlich beeindruckende Aufnahme, wenn ich das an dieser Stelle hinzufügen darf) löste eine weitere Kette von Ereignissen aus, die mich dazu zwangen, mein bis dahin perfektes Leben in buchstäblich jeder Hinsicht in Frage zu stellen, bis es schließlich zu einer schrecklichen Enthüllung kam.

Das Seltsame war nur, dass ich, selbst als mein Leben in Scherben lag und alles, was mich ausgemacht hatte, als Lüge entlarvt wurde, feststellte, dass ich immer noch ich war. Ich besaß immer noch die Kraft, mich der unbekannteren Zukunft zu stellen. Das über mich selbst herauszufinden war ziemlich cool.

Mein Leben sah aus wie nach einer Prozedur mit der Abrißbirne, aber Ridley Jones entstieg den Trümmern. Und auch wenn ich manchmal nicht mehr daran glaubte, fand ich zu einem einigermaßen normalen Lebensrhythmus zurück. Eine Zeit lang jedenfalls.

Falls Sie nicht wissen, was mir passiert ist und wie die Sache ausging, könnten Sie sich jetzt entscheiden umzukehren und es herauszufinden, bevor Sie weiterlesen. Ich will nicht behaupten, dass alles Folgende andernfalls keinen Sinn ergibt oder Sie nichts davon haben, wenn Sie mich durchs nächste Kapitel meiner *vida loca* begleiten. Ich möchte nur sagen, dass es ein bisschen so wäre, wie mit einer Person ins Bett zu gehen, deren Namen man nicht kennt. Aber vielleicht ist es Ihnen ja lieber so. Vielleicht möchten Sie mich begleiten und sich im Lauf der Ereignisse selbst ein Bild machen, so wie in jeder neuen Beziehung. Wie auch immer, Sie haben die Wahl. Sie haben *immer* die Wahl.

Dann werde ich also beginnen.

Ich bin der letzte Mensch auf der Welt, der keine Digitalkamera besitzt. Ich mag die Dinger nicht; sie machen einen unzuverlässigen Eindruck, so als könnte man versehentlich eine wichtige Erinnerung löschen, weil man vom Regen überrascht wurde oder einen falschen Knopf gedrückt hat. Ich besitze eine 35-mm-Minolta, mit der ich seit meiner Studienzeit fotografiere. Ich nehme die Filmrollen und liefere sie seit Jahren beim selben Fotolabor an der Second Avenue ab.

Ich hatte einmal einen Freund, der der Überzeugung war, das Fotografieren an sich sei falsch. Die Erinnerung, behauptete er, sei aufgrund ihrer Subjektivität etwas Magisches. Fotografien seien ein Zeichen von Verrohung und das direkte Ergebnis eines Kontrollzwangs, des Versuchs, Momente festzuhalten, die wir eigentlich loslassen sollten wie jeden unserer Atemzüge. Vielleicht hat er recht. Wir sind nicht mehr befreundet, und ich habe keine Fotos von ihm, nur diese Erinnerung, die sich jedes Mal zurückmeldet, wenn ich meine Fotos abhole. Und dann erinnere ich mich auch daran, wie gern er Gitarre spielte und sang, nachdem wir uns geliebt hatten (und wie schlecht er war – beim Gitarrespielen, Singen und, um ehrlich zu sein, auch im Bett). Der Blick aus seinem Apartment auf den Washington Square war jedoch so romantisch gewesen, dass ich das alles länger als nötig in Kauf nahm. Meine Erinnerung an ihn ist natürlich und dreidimensional, sie besteht aus Bildern, die nur ich sehen kann. Das ist doch irgendwie nett.

Darüber dachte ich also nach, als ich die Tür zum F-Stop aufdrückte. Ich wollte Fotos abholen. Ein Angestellter mit wirrem, schwarz gefärbtem Haar, den ich nie zuvor gesehen hatte, betrachtete mich aus zwei Eyelinerschneisen heraus mit geübtem Desinteresse.

»Kann ich helfen?«, fragte er mürrisch und legte sein Taschenbuch auf dem Tresen vor sich ab. Während er sprach, sah ich sein Zungenpiercing blitzen.

»Ich wollte Fotos abholen. Auf den Namen Jones.«

Er warf mir einen schiefen Blick zu, so als hätte ich mir den Namen ausgedacht. (Eine Bemerkung zu New York City: Falls man sich hier mit einem einfachen oder sehr ge-läufigen Namen vorstellt, werden die Leute misstrauisch. Wenn ein Name hingegen bizarr klingt und man ihn in jedem anderen Teil der Welt für erfunden halten würde – zum

Beispiel Ruby Decal X oder Geronimo –, verzieht im East Village niemand eine Miene.)

Der Angestellte verschwand hinter einer Trennwand, und während ich die künstlerisch wertvollen Schwarzweißfotos an der Wand betrachtete, meinte ich, Stimmen zu hören. Nach kurzer Zeit kam er mit drei dicken Umschlägen zurück, die er zwischen uns auf den Tresen legte. Stumm tippte er den Betrag in die Kasse. Ich bezahlte in bar, und er steckte die Umschläge in eine Plastiktüte.

»Vielen Dank«, sagte ich und nahm die Tüte entgegen.

Wortlos setzte er sich hin und wandte sich wieder seinem Buch zu.

Aus irgendeinem Grund drehte ich mich an der Tür noch einmal um. Ich erwischte ihn dabei, wie er mir misstrauisch nachstarrte und dann schnell den Blick abwandte.

An der Ecke Second Avenue und 8. Straße legte ich eine Pause ein. Eigentlich hatte ich beim Atelier vorbeigehen und Jake die Fotos bringen wollen. Es handelte sich um Bilder, die wir im Lauf der letzten Monate aufgenommen hatten; ein verlängertes Wochenende in Paris, an dem wir uns vergeblich bemühten, wieder zueinanderzufinden; ein Nachmittag im Central Park, als wir auf der großen Liegewiese herumgealbert und neue Hoffnung geschöpft hatten; ein deprimierender Ausflug in den Botanischen Garten von Brooklyn mit meinen Eltern, der von peinlichen Schweigepausen, Miniwutanfällen und kaum verhohlener Antipathie gekennzeichnet war. Aber bei der Vorstellung, Jake zu begegnen, zögerte ich, drückte mich an der Straßenecke herum und starrte auf den Bürgersteig.

Ich will Ihnen jetzt nicht erzählen, dass sich meine Welt verdüstert hätte oder mein Leben farblos geworden war. Das klingt zu dramatisch, zu sehr nach Selbstmitleid. Dabei ist es nicht ganz falsch. Als Sie zum letzten Mal von mir hörten,

begann ich gerade, die Scherben meines zerbrochenen Lebens einzusammeln. Damals war ich voller Hoffnung, auch wenn noch viel Arbeit vor uns lag. Und wie bei jeder langwierigen Genesung gab es mehr Tiefen als Höhen.

Letzten Monat ist Jake aus unserem gemeinsamen Apartment an der Park Avenue South ausgezogen, um zeitweise in seinem Atelier an der Avenue A zu wohnen. Weit davon entfernt, Frieden mit seiner Vergangenheit zu schließen und sich mit den Ergebnissen seiner Recherchen abzufinden, ist Jake immer noch besessen von Project Rescue und der Rolle, die Max darin spielte.

Mit Max meine ich Maxwell Allen Smiley, meinen Onkel, der eigentlich nicht mein Onkel war, sondern der beste Freund meines Vaters. Mein ganzes Leben hindurch spürte ich eine ganz besondere Verbindung zu ihm. Im letzten Jahr erfuhr ich dann, dass Max in Wahrheit mein leiblicher Vater war. Zurzeit bemühe ich mich noch, ihm einen neuen Platz in meinem Leben zuzuweisen – nicht als geliebter Onkel, sondern als gescheiterter Vater.

Project Rescue ist eine Organisation, die Max gegründet hatte. Er, selbst ein misshandeltes Kind, setzte sich vor vielen Jahren im Staat New York für die Einführung eines Gesetzes mit dem Namen »Sicherer Hafen« ein. Seither können verunsicherte Mütter ihre Babys bei besonders gekennzeichneten Stellen abgeben, ohne dass ihnen Fragen gestellt werden oder sie mit einer Anzeige rechnen müssen. Im letzten Jahr kam ich dahinter, dass die Hilfsorganisation eine dunkle Seite hatte. Einige der beteiligten Krankenschwestern und Kinderärzte erstellten heimliche Listen von Kindern, die ihrer Einschätzung nach in einem gewalttätigen Umfeld aufwuchsen. Es kam zur Zusammenarbeit mit dem organisierten Verbrechen; die betroffenen Kinder wurden von zu Hause entführt und an wohlhabende Paare verkauft. In ge-

wisser Hinsicht war ich ein Kind aus dem Project-Rescue-Programm, auch wenn der Fall bei mir komplizierter lag. Jake war ein Project-Rescue-Kind, bei dessen »Rettung« alles furchtbar schiefging.

In letzter Zeit kümmert Jake sich überhaupt nicht mehr um seine Kunst. Und obwohl wir uns offiziell noch nicht getrennt haben, fühle ich mich in unserer Beziehung wie ein Geist, wie ein Poltergeist – ich schmeiße mit Sachen um mich und schlage Krach, nur um mich bemerkbar zu machen.

Mir fällt ein, was meine Mutter Grace einmal über Max sagte: *Ein Mann wie er, innerlich so kaputt und leer, kann gar nicht richtig lieben. Wenigstens war er klug genug, das zu wissen.* Man sagt, wir alle verlieben uns immer und immer wieder in unseren eigenen Vater bei dem traurigen Versuch, die Beziehung irgendwie zu lösen. Konnte es sein, dass ich genau das getan hatte, sogar bevor ich wusste, wer mein Vater war?

»Ms. Jones. Ridley Jones.« Ich hörte eine Stimme hinter mir, und plötzlich wurde mir kalt. Während des letzten Jahres hatte ich mir eine Menge Freunde gemacht – meinen Bemühungen zum Trotz, mich aus allem rauszuhalten, was nicht unmittelbar mit meinen Pflichten als Zeugin im Mordfall Christian Luna und mit den Ermittlungen gegen Project Rescue zusammenhing.

Christian Luna war der Mann, der alles losgetreten hatte. Als er auf CNN einen Bericht über meine Heldentat sah, erkannte er mich als Jessie Stone, Tochter von Teresa Stone – als das kleine Mädchen, für dessen Vater er sich hielt. Er hatte sich über dreißig Jahre versteckt, seit der Nacht, in der Teresa Stone ermordet und Jessie entführt wurde; denn er war sicher, verdächtigt zu werden, weil er Teresa mit häuslicher Gewalt terrorisiert hatte. Ich musste mitansehen, wie er durch einen Kopfschuss starb, als er nur wenige Zentimeter

neben mir auf einer Parkbank in der Bronx saß. Letztendlich stellte sich heraus, dass er doch nicht mein Vater war.

Jedenfalls bin ich dank der unzähligen Zeitungsartikel und Fernsehberichte, die das berühmte Foto aus der *Post* zum Ausgangspunkt ihrer Enthüllungsgeschichten machen, zum Vorzeigekind einer Organisation geworden, die Tausende von Schicksalen beeinflusst hat, und das nicht immer zum Guten. Sie rufen an. Sie schreiben. Die anderen Project-Rescue-Kinder. Sie halten mich auf der Straße an. Ich wurde gelobt, umarmt, angegriffen und bespuckt. Sie sind dankbar. Sie toben vor Wut. Sie kommen in unterschiedlichen Stadien von Trauer oder Entsetzen, Zweifel oder Wut zu mir. In jedem Einzelnen von ihnen erkenne ich ein trauriges Spiegelbild meiner selbst auf dem langen Weg zur Heilung.

Ich ignorierte die Person hinter mir. Ich antwortete nicht und drehte mich auch nicht um. Ich habe gelernt, dass manche Leute auf der Straße einfach aufgeben und verunsichert weitergehen, wenn ich auf das Rufen meines Namens nicht reagiere. Es gab einmal eine Zeit, als ich ihn auf der Straße nur hörte, wenn mich ein lieber Freund wiedererkannte, und immer hatte ich erfreut und mit einem Lächeln reagiert. Diese Zeiten waren vorbei.

»Ms. Jones?«

In der Stimme klang eine gewisse Autorität mit, so dass ich mich fast umgedreht hätte. Ich war immer ein braves Mädchen gewesen und habe Befehle stets befolgt. Jetzt aber setzte ich mich in Bewegung und eilte in Richtung von Jakes Atelier. Ich hörte hastige Schritte, woraufhin ich schneller ging. Dann spürte ich eine starke Hand auf meiner Schulter. Ich fuhr herum, wütend, zum Kampf bereit. Vor mir standen zwei Männer in eleganten Anzügen.

»Ms. Jones, wir möchten uns mit Ihnen unterhalten.«

Sein Gesicht war ernst, nicht ärgerlich oder mürrisch. Das

beruhigte mich. Er hatte merkwürdige, gewitterwolkengraue Augen und zerzaustes, pechschwarzes Haar. Er war groß, fast einen ganzen Kopf größer als ich, mit kräftigem Brustkorb und breiten Schultern. Er strahlte eine kühle Distanziertheit aus und wirkte dennoch gutmütig. Sein Begleiter schwieg.

»Was wollen Sie von mir?«

Er zog eine flache Brieftasche aus seiner Brusttasche, klappte sie auf und reichte sie mir.

Special Agent Dylan Grace, Federal Bureau of Investigation.

Meine Beklommenheit verschwand und machte Verärgerung Platz. Ich gab ihm seinen Ausweis zurück.

»Agent Grace, ich kann dem FBI nicht weiterhelfen. Ich habe Ihnen alles erzählt, was ich über Project Rescue weiß. Es gibt im wahrsten Sinn des Wortes nichts mehr zu sagen.«

Ihm musste die Brüchigkeit meiner Stimme aufgefallen sein oder irgendein Ausdruck in meinem Gesicht, denn plötzlich gab er sich weniger kühl.

»Es geht nicht um Project Rescue, Ms. Jones.«

Sein Kollege ging zu einer schwarzen Limousine und öffnete die hintere Beifahrertür. Die Luft war frisch, und der Himmel schillerte wie Gewehrstahl. Die Leute drehten die Köpfe nach uns um, aber niemand blieb stehen. Ein paar Möchtegergangster rollten in einem aufgemotzten Mustang vorbei, dessen Bass wie ein Herzschlag dröhnte.

»Worum geht es dann?«

»Um Maxwell Allen Smiley.«

Mein Herz begann zu klopfen. »Auch über ihn gibt es nichts mehr zu sagen. Er ist tot.«

»Darf ich die Fotos in der Tüte da haben, Ms. Jones?«

»Wie bitte?« Woher wusste er von den Fotos, und was wollte er mit Schnappschüssen von meinem Beinaheexfreund und meiner mir so gut wie entfremdeten Familie?

Er zog einen Zettel aus seiner Brusttasche. Ich fragte mich, was er sonst noch darin aufbewahrte – ein Kartenspiel, ein weißes Kaninchen, aneinandergeschlossene Taschentücher?

»Ich habe hier die richterliche Verfügung, Ms. Jones.«

Ich ignorierte den Zettel, griff in meine Tasche und gab ihm die Tüte vom F-Stop. Er nahm sie und machte eine Geste in Richtung Auto. Ich ging zur Limousine und stieg wortlos ein. Inzwischen hatte ich genug Erfahrung mit FBI-Agenten, um zu wissen, dass sie am Ende bekommen, was sie wollen. Ob man es sich dabei leicht macht oder schwer, bleibt einem selbst überlassen.

Man brachte mich in ein Gebäude unweit des FBI-Hauptquartiers. Nachdem man mir die Handtasche abgenommen hatte, fand ich mich allein in einem kahlen Raum wieder, dessen Einrichtung lediglich aus einem Kunstholztisch mit Metallbeinen und zwei unglaublich unbequemen Stühlen bestand. Die Wände waren in einem tristen Grau gestrichen, und die Neonröhre unter der Decke flackerte unangenehm.

Ich wusste, dass sie das mit Absicht taten; sie ließen einen in einem ungemütlichen Raum mit den eigenen Gedanken allein, ohne Uhr an der Wand, ohne irgendwelche Ablenkungen. Sie wollen, dass man *nachdenkt*. Darüber, warum man hier sitzt, über das, was man weiß oder getan hat. Sie wollen, dass man sich fragt, wie viel *sie* davon wissen. Sie wollen, dass man sich so weit in seine Sorgen und Ängste hineinsteigert, dass man, wenn dann endlich jemand hereinkommt, nichts anderes mehr will als einen Beichtvater.

Das funktioniert natürlich nur, wenn man schuldig ist oder irgendetwas zu verbergen hat. Ich wusste nicht, warum sie mit mir reden wollten, deswegen wurde ich immer

verwirrter. Und müde. Die Situation, vielleicht sogar mein Leben, ermüdete mich. Ich stand auf und lief im Zimmer herum. Schließlich lehnte ich mich mit dem Rücken an die Wand und ließ mich hinabrutschen, bis ich in einer Art Hocke auf dem Boden angekommen war.

Zu diesem Zeitpunkt bemühte ich mich, nicht an Max zu denken, auch wenn ich manchmal den Eindruck hatte, dass die Erinnerung an ihn mich umso schlimmer verfolgte, je energischer ich sie verdrängte. Ich zog die Beine an, schlang meine Arme um die Knie und vergrub meinen Kopf, um nicht länger in das grellweiße Neonlicht starren zu müssen. Genauso habe ich es schon als Kind gemacht, wenn ich aufgeregt oder müde war; ich zog mich in meinen eigenen Kork zurück. Wenn das nicht klappte, versteckte ich mich.

Ich bin mir nicht sicher, wie das mit dem Verstecken anfing. Aber ich kann mich daran erinnern, wie gern ich mich in dunkle Ecken verkroch, reglos dasaß und dem Chaos draußen lauschte, wo die anderen nach mir suchten. Meine Eltern fanden es gar nicht lustig, nur ich war begeistert, wenn sie aufgeregt herumliefen, unter Betten und in Schränken nachsahen. Es war ein Spiel, bei dem ich nicht verlieren konnte. Dass ich die anderen damit ärgerte oder sogar ängstigte, kam mir niemals in den Sinn. Ich war zu jung, um mir solche Gedanken zu machen. Ich wurde nur immer besser darin, geeignete Verstecke zu finden. Am Ende musste ich jedes Mal freiwillig herauskommen, weil mich sonst niemand je gefunden hätte. Auch das fand ich irgendwie toll.

Irgendwann bildete ich mir ein, dass es im Haus keine Verstecke mehr gebe. Alle meine geheimen Ecken waren entdeckt worden – durch meine Eltern, meinen Bruder Ace oder meinen Onkel Max. Er war die Wunderwaffe, die zum Einsatz kam, wenn es niemandem gelungen war, mich zu

finden. Dann sagte er: »Werft mal einen Blick in den Garderobenschrank im Gästezimmer« oder »Versucht es doch mal mit der Abseite zum Dachboden neben ihrem Kleiderschrank«. Aus irgendeinem Grund wusste er immer, wo ich mich versteckt hielt. Sobald meine Eltern einmal verstanden hatten, dass Max über die besondere Gabe verfügte, mich aufzuspüren, wurde das Spiel zu einfach; ihre Reaktionen machten weniger Spaß, und das Ganze verlor seinen Reiz. Ich musste den Einsatz erhöhen.

Ich weiß nicht mehr, wie alt ich war – sieben, vielleicht sechs Jahre, zu jung jedenfalls, um ohne Ace in den Wald hinter unserem Haus zu laufen. So viel wusste ich. Es handelte sich eigentlich nur um ein etwa drei Kilometer breites Gelände mit niedrigem Gebüsch, das sich hinter den Grundstücken erstreckte und unseren Garten von dem des Nachbarn trennte. Unter einer Steinbrücke plätscherte ein kleiner Bach. Die Stelle kam den Eltern in unserer Straße sicher genug vor, uns dort so gut wie unbeaufsichtigt spielen zu lassen. Verirrte man sich, kam man einfach in irgendeinem Garten wieder heraus. Nur ich durfte nicht allein dorthin, deswegen bot sich die Stelle als das perfekte Versteck an.

An einem heißen Sommernachmittag verließ ich unser Haus durch die Hintertür und schlug mich ins Gebüsch. Wir hatten im Wäldchen eine kleine Hütte gebaut, und ich kroch in die windschiefe Konstruktion hinein. Drinnen war es schummrig und warm. Ich war mit mir zufrieden. Nachdem ich eine Weile dort gelegen und durch das schiefe Fenster die Blätter beobachtet hatte, die in der schwachen Brise raschelten, schief ich ein. Als ich aufwachte, war der Himmel schon dunkel. Es dämmerte. Zum ersten Mal im Leben überkam mich echte Angst. Ich schaute aus dem »Fenster«, aber das von mir sonst so geliebte Wäldchen schien voller

Monster und Hexen, und die Bäume grinnten mich boshaft an. Ich fing an zu heulen und rollte mich zu einer kleinen Kugel zusammen.

Ich konnte noch nicht lange so dagelegen haben, als ich plötzlich jemanden durchs Unterholz kommen hörte.

»Ridley? Schätzchen, bist du da?«

Ich war alt genug, die Panik in seiner Stimme zu hören, aber Erleichterung durchströmte mein Herz. Ich weinte noch lauter, bis ich Max' Gesicht in dem provisorischen Eingang sah. Er war zu groß, um hereinzukriechen.

»Ridley, da bist du ja«, sagte er und ließ sich schwer auf den Boden fallen. Ich konnte sehen, dass er schwitzte, vielleicht wegen der Schwüle, vielleicht aus Angst. Vielleicht wegen beidem. Er stützte den Kopf in die Hände. »Mädchen«, sagte er durch seine Finger, »du *musst* damit aufhören. Sonst kriegt dein Onkel Max noch einen Herzinfarkt. Deine Mom und dein Dad sind kurz davor, die Polizei anzurufen.«

Er hob den Kopf und rief in die Nacht: »Ich habe sie gefunden!«

Ich kletterte aus der Hütte und auf seinen Schoß. Er schlang seine starken Arme um mich und drückte mich an seinen weichen, von Schweiß feuchten Bauch. Durch die Bäume konnte ich die Lichter unseres Hauses schimmern sehen, und ich hörte die Stimmen meiner Eltern, die immer näher kamen.

»Wie hast du mich gefunden?«, fragte ich.

Max seufzte und nahm mein Gesicht zwischen seine Hände. »Ridley, da läuft eine goldene Kette von meinem Herzen direkt in deins.« Er tippte erst sich, dann mir auf die Brust. »Vertrau mir. Ich werde dich *immer* finden.« Ich zweifelte niemals daran, dass er recht damit hatte. Und ich versteckte mich nie wieder vor meinen armen Eltern.

Ich hob den Kopf und blinzelte in das grelle Neonlicht des Verhörzimmers. Dann schloss ich die Augen wieder, lehnte den Kopf an die kalte Wand und versuchte vergeblich, an nichts zu denken und mich zu entspannen.

Kurz darauf kam Agent Grace herein. Er streckte mir seine Hand hin und zog mich mit beeindruckender Kraft vom Boden hoch.

»Fühlen Sie sich schon wie zu Hause?«, fragte er. Seine Stimme klang irgendwie seltsam. Hatte er Mitleid? Für jemanden, der sich absolut nichts hatte zuschulden kommen lassen, hatte ich mehr Zeit beim FBI verbracht als Jeffrey Dahmer. Oder zumindest stellte ich mir das in meiner Vermessenheit vor. Ich schenkte ihm ein knappes, bemühtes Lächeln und richtete meinen Blick dann auf den DIN-A5-Umschlag in seiner Hand. Wir setzten uns einander gegenüber. Er nahm rittlings auf seinem Stuhl Platz, so als setzte er sich auf ein Pferd. Ohne ein Wort zu sagen, öffnete er den Umschlag und zog drei vergrößerte Fotos heraus, die er vor mir ausbreitete.

Das erste Bild zeigte mich vor Notre Dame in Paris. Ich aß gerade eine mit Nutella und Bananen gefüllte Crêpe und starrte dabei zur Kathedrale hinauf. Ich trug meinen Ledermantel und eine Baskenmütze, die ich spaßeshalber bei einem Straßenhändler erstanden hatte. Die geschmolzene Nuss-Nougat-Creme lief mir übers Kinn. Jake hatte den Schnappschuss gemacht. Für einen neutralen Betrachter hätte ich sicher albern und glücklich ausgesehen, aber der Eindruck täuschte. Ich erinnere mich noch, wie ich an jenem Morgen neben Jake aufgewacht war und die gelbe Morgensonne in unser luxuriöses Hotelzimmer fiel. Ich hatte ihn betrachtet und gedacht: Jetzt bin ich seit einem Jahr mit diesem Mann zusammen, und er kommt mir heute fremder vor als an dem Tag, an dem ich mich in ihn verliebt habe und

an dem noch so viele Lügen und Geheimnisse zwischen uns standen. Wie kann es sein, dass man einen Menschen umso weniger kennt, je mehr Zeit man mit ihm verbringt? Der Gedanke hatte mich traurig gestimmt. Während ich ihn beobachtete, wachte er auf, und wir liebten uns auf eine verzweifelte Art. Wir verzehrten uns beide nach der Innigkeit, die uns einmal verbunden hatte. Damals hatte ich die Traurigkeit des Liebesaktes den ganzen Tag mit mir herumgetragen.

Das nächste Foto zeigte Jake und mich auf der großen Wiese im Central Park. Das leuchtend grüne Gras wirkte beinahe künstlich, und hinter den herbstlichen, gold, orange und rot gefärbten hohen Bäumen erhob sich die Silhouette von Manhattan. Wir hatten eine junge Frau angesprochen und sie gebeten, ein Foto von uns zu machen. Wir hatten uns eng auf unserer blauen Picknickdecke aneinandergekuschelt. Auf dem Foto erkannte man unsere Köpfe nur am unteren Bildrand, dafür eine Menge uninteressanter Dinge hinter und über uns. Das war ein guter Tag gewesen. Auf dem Foto erschien mir unser Lächeln falsch und gezwungen, dabei war es das gar nicht gewesen. Meins jedenfalls. Ich weiß noch, dass ich Hoffnung für uns geschöpft hatte, so wie eine unheilbar Kranke, die ein kurzes Abklingen der Symptome mit einer wundersamen Genesung verwechselt.

Das letzte Bild, ein Schnappschuss von mir, war an jenem furchtbaren Sonntag entstanden, den wir mit meinen Eltern verbracht hatten. Wir hatten im River Café zu Mittag gegessen und waren dann zum botanischen Garten gefahren. Als ich klein war, zählte der Ort für meinen Dad und mich zu unseren liebsten Ausflugszielen. Dieses Treffen zu arrangieren war mein verzweifelter und lächerlicher Versuch gewesen, so etwas wie eine Familiensituation zu schaffen. Na ja, wir *benahmen* uns wie eine Familie – eine zerstrittene

und unglückliche Familie. Ace, der ebenfalls eingeladen war, kam nicht und rief nicht an. Meine Mutter begab sich in eine Haltung stoischer Duldung, wobei sie gelegentlich ihre passiv-aggressiven Kommentare abgab. Mein Vater und ich schwatzten drauflos wie Idioten und bemühten uns, die stockende Konversation in Gang zu halten. Jake war still und mürrisch. Die Stimmung beim Mittagessen war ungemütlich. Danach, unfähig, die Niederlage einzugestehen, fuhren wir zum botanischen Garten. Mein Vater knipste mit meiner Kamera ein Foto von mir, meiner Mutter und Jake. Ich hatte den Arm um die Schulter meiner Mutter gelegt und lächelte. Widerwillig zog sie die Mundwinkel hoch, aber ich hätte schwören können, dass sie vor mir zurückgezuckt war. Jake stand neben uns, hielt aber Abstand. Er wirkte geistesabwesend. Wir sahen aus wie eine Gruppe von Fremden, die nicht freiwillig zusammen sind und sich unwohl fühlen.

Große Trauer und Scham überwältigten mich. Ich hob den Kopf, sah in Agent Graces Gesicht und hoffte, dass ich meine Feindseligkeit einigermaßen verbergen konnte.

»Es ist kein Verbrechen, eine beschissene Beziehung zu seiner Familie zu haben, stimmt's? Oder traurigerweise zu versuchen, eine gescheiterte Liebesbeziehung fotografisch festzuhalten?«

Ich lehnte mich zurück und starrte die Wand über seinem Kopf an.

»Nein, Ms. Jones, ist es nicht«, sagte er sanft. »Darf ich Sie Ridley nennen?«

»Nein«, erwiderte ich kratzbürstig, »dürfen Sie nicht.«

Ich bildete mir ein zu sehen, wie ein kleines Lächeln um seine Mundwinkel spielte, so als fände er mich amüsant. Ich fragte mich, wie viel Ärger man sich wohl damit einhandelte, einen FBI-Agenten zu ohrfeigen.

»Ms. Jones«, sagte er, »was uns an diesen Fotos interes-

siert, sind nicht die abgebildeten Personen, sondern der Hintergrund. Sehen Sie noch einmal hin.«

Ich warf einen kurzen Blick auf jedes einzelne Bild, konnte aber nichts Ungewöhnliches entdecken. Kopfschüttelnd zuckte ich die Achseln. Er ließ mich nicht aus den Augen und nickte in Richtung der Fotos. »Sehen Sie genauer hin.«

Ich tat, wie mir geheißen. Nichts.

»Warum ersparen Sie mir nicht den Unsinn«, fragte ich, »und verraten mir, was Sie sehen?«

Er zog einen schwarzen Edding aus seiner Brusttasche und kreiste damit eine männliche Gestalt ein, die im botanischen Garten hinter uns stand. Der Mann, auf einen Gehstock gestützt, wirkte mehr wie ein Geist. Er war groß und dürr und sein Gesicht weiß wie Papier, kaum mehr als ein gespenstischer, verschwommener Fleck. Er trug einen langen dunklen Mantel und einen schwarzen Hut und schien in meine Richtung zu blicken.

Agent Grace kreiste eine weitere Gestalt ein, hinter uns im Central Park. Derselbe Mantel, derselbe Stock, aber diesmal trug der Mann eine Sonnenbrille. Er stand so weit im Hintergrund, dass er jeder x-Beliebige hätte sein können.

Agent Grace griff wieder zum Edding und markierte einen Mann, der im Eingangsportaal von Notre Dame stand. Diesmal war er im Profil abgebildet, deutlicher und aus geringererem Abstand. Irgendetwas an der Wölbung seiner Stirn, an seinem Nasenrücken brachte mich dazu, mich über das Foto zu beugen. Irgendetwas an seiner Schulterhaltung ließ mein Herz schneller klopfen.

»Nein«, sagte ich kopfschüttelnd.

»Wie bitte?«, fragte Agent Grace und zog die Augenbrauen hoch. Sein Blick war wirklich merkwürdig, träge und hellwach zugleich.

»Ich weiß, was Sie hier versuchen«, sagte ich.

»Wie bitte?«, wiederholte er und lehnte sich zurück. Ich hatte erwartet, Selbstzufriedenheit in seinem Gesicht zu sehen, konnte aber nichts davon entdecken.

»Das ist unmöglich.«

»Wirklich?«

»Ja.«

Ich schaute noch einmal hin. Angeblich kann man einen Menschen an seiner Körperhaltung erkennen, ob er nun am anderen Ende des Zimmers steht oder auf der anderen Straßenseite. Ich glaube jedoch, dass es an der Aura einer Person liegt, an der Energie, die sie ausstrahlt. Der Mann auf dem Foto hatte keinerlei Ähnlichkeit, was die physische Erscheinung betraf, vielleicht war er sogar fünfzig Kilo leichter als der Mann, an den ich mich erinnerte. Und zwanzig Jahre älter. Er wirkte gebrochen und ausgehöhlt und strahlte nichts von der Wärme aus, in der ich als Kind gebadet hatte. Und trotzdem kam mir der Mann irgendwie bekannt vor. Hätte ich nicht selbst seine Leiche gesehen, Minuten vor der Einäscherung, und nicht eigenhändig seine Asche von der Brooklyn Bridge gestreut – man hätte mir glatt einreden können, der Mann auf den Bildern sei der Mensch, den ich einmal als meinen Onkel Max gekannt hatte, mein leiblicher Vater. Tatsächlich hatte ich jedoch all das getan. Und tot blieb tot.

Nach einem kurzen, aber intensiven Blickwechsel sagte ich schließlich: »Ich gebe zu, dass eine gewisse Ähnlichkeit besteht.«

»Wir glauben an mehr als nur eine Ähnlichkeit.«

An dieser Stelle seufzte ich und lehnte mich auf meinem Stuhl zurück. »Okay, sagen wir einmal, Sie haben recht. Das würde bedeuten, dass Max seinen eigenen Tod inszeniert hat, aus welchem Grund auch immer. Warum sollte sich jemand all die Mühe machen und ein paar Jahre später riskieren, entdeckt zu werden?«

Agent Grace musterte mich eine Weile.

»Wollen Sie den häufigsten Grund wissen, aus dem Teilnehmer des Zeugenschutzprogramms von ihren Feinden aufgespürt werden und am Ende ihr Leben verlieren?«

»Warum?«, fragte ich, obwohl ich die Antwort hätte raten können.

»Aus Liebe.«

»Aus Liebe«, wiederholte ich. Ich hätte etwas anderes geraten.

»Sie schaffen es nicht, sich fernzuhalten. Sie können nicht anders, als schließlich doch anzurufen oder inkognito bei einer Hochzeit oder Beerdigung aufzutauchen.«

Ich schwieg, und Agent Grace sprach weiter. »Ich habe sein Apartment gesehen. Im Grunde genommen ist es ein Schrein, ein Schrein für Sie. Max Smiley hat in seinem Leben schreckliche Dinge getan und viele Menschen verletzt. Aber wenn er irgendjemanden geliebt hat, dann Sie.«

Seine Worte stachen mir ins Herz, und mir fiel auf, dass ich seinem Blick auswich.

»Ich verstehe das nicht. Haben Sie mich beschattet? Woher wissen Sie von diesen Fotos? Stehen Sie in Kontakt mit meinem Fotolabor?«

Er gab keine Antwort, was ich eigentlich auch nicht erwartet hatte. Ich warf einen letzten Blick auf die Bilder. Der Mann konnte sonst wer sein, vielleicht handelte es sich sogar um drei verschiedene Männer. Zu diesem Schluss kam ich.

»Ich weiß nicht, wer das ist«, sagte ich. »Dass Max Smiley noch am Leben ist, wäre mir vollkommen neu. Wenn Sie sich weiter mit mir unterhalten wollen, dann nur im Beisein meines Anwalts.«

Dann presste ich die Lippen zusammen. Ich wusste, er konnte mir das Leben schwer machen. Seit dem Patriot Act verfügten die Strafverfolgungsbehörden über mehr Befug-

nisse als je zuvor. Wenn sie wollten, konnten sie mich beliebig lange und ohne Rechtsbeistand festhalten. Sie mussten sich bloß darauf berufen, das Ganze im Namen der nationalen Sicherheit zu tun – was in meinem Fall wohl an den Haaren herbeigezogen wäre. Ich glaube jedoch, dass Agent Grace die Wahrheit ahnte: Ich hatte keinen blassen Schimmer, wer der Mann auf den Fotos war.

Er starrte mich mit seinen seltsamen Augen durchdringend an, und ich ertappte mich dabei, wie ich den Schnitt seines Anzugs musterte. Nicht gerade billig, aber auch nicht von Armani. Ich sah die trotz der Rasur an seinem Kinn sprießenden Bartstoppeln. Mir fiel auf, dass die Knöchel seiner rechten Hand verletzt waren; die Haut blutete nicht, war aber wund. Plötzlich stand er auf, warf mir einen Blick zu, der mich seiner Ansicht nach wohl einschüchtern sollte, und verließ den Raum ohne ein weiteres Wort.

Kurz darauf erschien sein Partner und kündigte an, mich aus dem Gebäude hinausbegleiten zu wollen. Er steckte die Fotos in den Umschlag zurück, den Agent Grace mitgebracht hatte, und reichte sie mir mit einem freundlichen Lächeln. Ich erwartete fast, ein »Vielen Dank, und beehren Sie uns bald wieder!« aus seinem Mund zu hören.

»Agent Grace möchte, dass Sie die hier mitnehmen ... und sie sich noch einmal genauer ansehen.«

Ich nahm den Umschlag entgegen, dachte kurz daran, ihn in kleine Schnipsel zu zerreißen und dem Agenten ins Gesicht zu werfen, klemmte ihn mir aber stattdessen unter den Arm.

»Was ist mit meiner Tasche und den anderen Fotos?«, fragte ich, als wir durch den langen Flur gingen.

»Ihre Tasche bekommen Sie am Ausgang zurück. Und die Fotos schicken wir Ihnen per Post, sobald wir mit der Analyse fertig sind.«

Die ganze Angelegenheit erschien mir plötzlich lächerlich, und mir war es egal, ob ich die Fotos zurückbekäme oder nicht. Mir war es sogar egal, ob ich jemals im Leben wieder ein Foto machen würde. Mein Gitarrenfreund hatte recht gehabt; zu fotografieren war ein Fehler an sich, den man aus dem Impuls heraus beging, etwas zu kontrollieren, was sich nicht kontrollieren ließ. Und ganz ehrlich gesagt hatten Fotos mir nie etwas anderes eingebracht als Ärger.

DREI

Ich wünschte, ich könnte Ihnen sagen, ab wann die Sache mit Jake schief lief. Ich wünschte, ich könnte sagen, er hätte mich betrogen, oder ich ihn. Oder dass er plötzlich gewalttätig geworden wäre oder ich aufgehört hätte, ihn zu lieben. Aber nichts von alledem ist passiert. Es schien viel eher so, als wäre er langsam verschwunden, Molekül für Molekül. Wir hatten nicht besonders viel Streit, und niemals gab es böse Worte.

Doch da war zum einen die Tatsache, dass er meine Familie hasste. Nicht dass ich ihm das wirklich hätte vorwerfen können. Sie hatten damit angefangen. Aber selbst nach einer gründlichen Untersuchung durch die staatlichen Behörden, die ergab, dass mein Vater sich in Bezug auf Project Rescue nicht schuldig gemacht hatte, glaubte Jake nie an seine völlige Unschuld. (Kurze Anmerkung: Wenn ich von meinem Vater spreche, meine ich damit immer Ben, selbst wenn Max mein leiblicher Vater ist. Ben war mein Vater, wann immer es darauf ankam, und er ist es noch. Und auch wenn meine leibliche Mutter eine Unbekannte namens Teresa Stone war, werde ich stets Grace als meine Mutter ansehen.)

Jedenfalls hat sich niemand besonders nett benommen, und ich stand zwischen ihnen, verunsichert und zerrissen. Ich versuchte, das Verhältnis zu meinen Eltern zu bereinigen, einen gemeinsamen Nenner zu finden, damit wir alle zusammen weiterleben konnten, aber damit verletzte ich Jake. Und indem ich Jake liebte und mein Leben mit ihm

teilte, verletzte ich meine Eltern. (Auch mein Bruder Ace hasst Jake. Außerdem hasst er unsere Eltern. Ich bin der einzige Mensch auf der Welt, den er nicht hasst, oder zumindest behauptet er das.)

Vielleicht war es dieses Tauziehen, das unsere Liebesbeziehung beeinträchtigte. Oder vielleicht lag es an Jake, der von seiner Vergangenheit vollkommen besessen war – von Max, von Project Rescue, von all den Dingen, die ich so mühsam hinter mir zu lassen versuchte. Mit Jake zusammen zu sein war, wie eine abwärtsfahrende Rolltreppe hochzulaufen.

Als ich in unser Apartment kam, war er zu Hause. Ich hörte ihn auf die Tür zukommen, noch während ich den Schlüssel im Schloss drehte.

»Rid«, sagte er, als ich die Wohnung betrat und er mich in seine Arme nahm. »Wo hast du gesteckt?«

Ich lehnte mich eine Weile an ihn, sog seinen Duft ein, fühlte seinen Körper. Das Einzige, was sich nicht verändert hatte, war unser unersättliches physisches Verlangen nacheinander. Egal, wie weit wir uns gedanklich und emotional voneinander entfernten – auf der körperlichen Ebene fanden wir immer noch zusammen. Es hatte mit unserer Chemie zu tun, mit der Art, wie unsere Körper harmonierten. Zu jener Zeit gab es kaum eine Begegnung zwischen uns, die nicht auf Sex hinausgelaufen wäre.

»Ich bin festgehalten worden«, sagte ich und spürte, wie meine Glieder vor Erschöpfung schwer wurden. Jake trat einen Schritt zurück, hielt mich an den Schultern und sah mir in die Augen.

»Festgehalten?«, fragte er. »Ridley, du hättest anrufen können. Ich weiß ja, dass es im Moment zwischen uns nicht besonders gut läuft, aber ich habe mir Sorgen um dich gemacht. Ich warte seit heute Nachmittag auf dich.«

Ich sah auf die Uhr; es war fast schon elf.

»Nein, ich meine *wirklich* festgehalten, von der Polizei«, erklärte ich mit einem bitteren Lachen.

»Wie bitte?«, fragte Jake scharf und sah mich überrascht an. »Warum?«

Ich gab ihm den Umschlag und ging zum Sofa, auf das ich mich fallen ließ wie ein Sack Wäsche. Ich berichtete Jake von meiner Begegnung mit Agent Grace und dem FBI. Angesichts von Jakes Besessenheit hätte ich den Mund halten sollen. Ich erzählte es ihm trotzdem, vielleicht weil er der einzige Mensch in meinem Leben war, mit dem ich darüber reden konnte. Gesprächsthemen, bei denen es in irgendeiner Form um Max oder die Ereignisse ging, die unser Leben verändert hatten, waren in meiner Familie strengstens tabu. Und selbst Ace hatte mir nach meinem letzten Versuch, mit ihm über das zu sprechen, was mich noch immer belastete, geraten, endlich »nach vorn« zu blicken. Ist es nicht merkwürdig, dass ausgerechnet jene, die von einer Tragödie am wenigsten betroffen sind, als Erste »nach vorn« blicken wollen? Ich wollte meine Wunden verheilen lassen, das können Sie mir glauben, aber ich war gefangen zwischen meinen Eltern, die am liebsten so taten, als wäre nichts geschehen, und Jake, der zu glauben schien, dass nichts anderes mehr geschehen würde.

Ich schwieg, schloss die Augen und hörte, wie Jake die Fotos durchging. Als er nichts sagte, öffnete ich die Augen und sah, wie er sich in den Sessel gegenüber sinken ließ. Ich versuchte zu ignorieren, wie sexy er in dem schwarzen T-Shirt und der alten Jeans aussah, und bemühte mich, die Tattoos auf seinem Arm nicht zu betrachten, die sich um seine Muskeln rankten und im Ausschnitt seines Shirts verschwanden. Mein Körper reagierte auf ihn, auch wenn er mich nicht berührte.

»Und?«, fragte er, hob den Kopf und sah mich an.

»Und was?«, antwortete ich. »Sie hatten nicht genug Be-

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Lisa Unger**Der Fluch der Wahrheit**

Thriller

eBook

ISBN: 978-3-641-16249-8

Page & Turner

Erscheinungstermin: Januar 2015

Die Wahrheit kann schmerzhaft sein - Manchmal ist sie sogar tödlich

Für die Journalistin Ridley Jones bricht eine Welt zusammen, als sie erfährt, dass sie ein Adoptivkind ist. Ihre wahre Mutter wurde ermordet, ihr geliebter Onkel Max entpuppt sich als ihr leiblicher Vater. Und Ridley weiß nicht mehr, wem sie noch trauen kann. Nun verdichten sich die Anzeichen, dass der als tot geltende Max noch lebt – und dass er Verbindungen zum organisierten Verbrechen hat. Denn Max wird gesucht: vom FBI ebenso wie von kriminellen Organisationen. Und ehe Ridley es sich versieht, befindet sie sich mitten in einem Albtraum ...

Fesselnd, überraschend und sexy – ein nervenzerreißender Thriller.